

Separatum aus:

B|||E
SONDERHEFT

BREVITAS 4



*Maren Jäger / Hans Jürgen Scheuer / Silvan Wagner
(Hrsg.)*

Temporal Communities in der vormodernen Kleinepik

Publiziert im April 2025.

Die ›Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‹ (BmE) werden herausgegeben von Prof. Dr. Anja Becker (Bremen) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Sie erscheinen online in der University of Oldenburg Press unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/). Die BmE Sonderhefte ›Brevitas‹ sind das Publikationsorgan der ›Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinepik – Brevitas‹. Sie werden herausgegeben vom Vorstand (PD Dr. Silvan Wagner, Prof. Dr. Anna Mühlherr, Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel, Patrizia Barton, Dr. Mareike von Müller, Dr. Nina Nowakowski, Dr. Michael Schwarzbach-Dobson) unter Mitwirkung des [wissenschaftlichen Beirates](#). Die inhaltliche und redaktionelle Verantwortung für das einzelne Sonderheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://brevitas.org/> – <http://www.erzaehlforschung.de>
ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für diesen Beitrag:

Scheuer, Hans Jürgen: Alexander und der Zwerg. Weltherrschaft als Formatfrage, in: Jäger, Maren/Scheuer, Hans Jürgen/Wagner, Silvan (Hrsg.): Temporal Communities in der vormodernen Kleinepik, Oldenburg 2025 (Brevitas 4 – BmE Sonderheft), S. 173–205 (online).

Hans Jürgen Scheuer

Alexander und der Zwerg

Weltherrschaft als Formatfrage

Abstract. *Temporal Communities* bilden sich in der vormodernen Exempeldichtung nicht nur durch Überlieferungsgemeinschaften (etwa in kleinepischen Sammelhandschriften oder gedruckten Collectaneen). Sie ergeben sich auch über Formatwechsel im Transfer zwischen Gattungen und Medien. Dass Denkmuster verkleinert werden können (bis zum *nucleus* eines Figurennamens) oder sich vergrößern lassen (bis zum epischen Weltmodell), ermöglicht ihr Fortbestehen in den verschiedensten formalen und situativen Kontexten. Beispielhaft für eine solche Skalierbarkeit von Kalkülen und für die multiplen Temporalitäten ihres wechselnden Gebrauchs steht die apokryphe Episode von der Begegnung Alexanders des Großen mit dem Zwergenkönig Anteloie. Sie scheint über Namensbezüge oder agonale Handlungskonfigurationen bald biographisch und chronikalisch amplifiziert, bald kleinepisch und spruchdichterlich komprimiert. Dabei gewährt sie gleichnishaft Einblicke in die *arcana imperii* und in die Interdependenz von expansiver Großartigkeit und unterschwelliger Winzigkeit im Herrschaftshandeln.

I have always been inspired by mythologies, folk tales,
and fairy tales, not because they contain miracles, talking animals,
magic fishes, but because they encapsulate truth.

(Salman Rushdie, Rede zur Verleihung des Friedenspreises
des deutschen Buchhandels, 2023)

1. Form und Format

Wer über kleine epische Formen forscht, sei es in der vormodernen, sei es in der modernen Literatur, macht die Erfahrung, dass die je realisierten Erzählungen keine Unikate sind, sondern Auskristallisierungen eines Kalküls oder Motivclusters, das wiederum nicht rein begrifflich und unabhängig von den Bedingungen erfasst werden kann, unter denen es die je gegebene Form annimmt. Wer zudem kleine Formen unter dem Aspekt der ›temporal communities‹ und ihrer wandelnden Anverwandlung konsensorientierter Denkfiguren betrachtet, wird darüber hinaus feststellen, dass solche Kalküle gerne Überlieferungsgemeinschaften eingehen:¹ Ohne erkennbaren Ursprung oder feststehendes Telos verbinden sie sich locker mit anderen Kalkülen ihresgleichen (etwa in Sammelhandschriften oder -drucken) und fügen sich lose in pragmatische Kontexte ein, wo sie als Exempla von Fall zu Fall Aufgaben übernehmen.² Dabei geht es immer auch um die Frage ihres Fortbestehens über eine lange Dauer hinweg: gleichsam um den Überlebensvorteil der Form, die unabhängig von ihrer jeweiligen situativen, durch historische Umstände beschränkten Anwendung hinaus insistiert. Wie aber gelingt es den Kalkülen nach Perioden des spurlosen Verschwunden-Seins ihre Funktionalität wieder zu aktivieren und ihren Wahrheitsanspruch selbst dann aufrechtzuerhalten, wenn die Bedingungen ihres früheren Gebrauchs keine Geltung mehr besitzen? Hier gibt nicht allein die Form, die das Kalkül annimmt, den Ausschlag, sondern auch das Format. Sein Wechsel etwa in ein anderes, stärker kondensiertes Genre oder in eine größer angelegte tragende Erzählstruktur erlaubt die Anpassung an neue temporäre Gebrauchszusammenhänge: eine Skalierung in Raum und Zeit (vgl. Spoerhase/Wegmann 2018). Im folgenden Beispiel ist die Amplitude zwischen Steigerung und Schrumpfung der Größenverhältnisse schon inhaltlich im Erzählstoff angelegt. Ihre Spannung scheint kaum überbietbar: Mit Alexander dem Großen ist eine Figur gesetzt, deren Operationsradius

den gesamten Erdkreis, den *orbis terrarum* in all seinen messbaren Dimensionen, umfasst und auf größtmögliche Sichtbarkeit abgestellt ist. Mit dem Zwerg Antiloie tritt dagegen nicht nur physisch eine miniaturisierte Gestalt in Erscheinung, sondern zugleich auch deren Potenz des Verschwindens. Denn durch den Einsatz seiner Tarnkappe verfügt er über eine körperliche Präsenz unterhalb der Schwelle der Sichtbarkeit. Zwischen beiden extremen Polen wirkt eine Intensität, über die, wie wir sehen werden, das Problem der Reichweite menschlicher Handlungsmacht adressiert und in ihrer Paradoxie bzw. Prekarität exponiert werden kann.

2. Aggregatraum und Aggregatzeit

In der Absicht, die »Globalgeschichte eines Jahrtausends« zu schreiben, um so ›Die Welten des Mittelalters‹ zu durchmessen, versucht Michael Borgolte, ausgehend von Beispielen der frühen Kartographie, ein vormodernes Bewusstsein von Globalität zu rekonstruieren. Aus der Perspektive des kartographisch fixierten Weltwissens, das pagane, christliche und muslimische Quellen umfasst, beschreibt der Globalhistoriker verschiedene Typen und Funktionen der *mappae mundi*:

- Sie grenzen die menschlichen Lebenswelten nach vier unterschiedlichen Regionen der bewohnten Welt voneinander ab,
- unterscheiden fünf Klimazonen, die neben der Ökumene auch eine Ant- und Periökumene definieren,
- beschreiben die nachsündflutliche Territorialisierung der Erde durch die drei Söhne Noahs – Sem, Ham und Japhet – und
- entwickeln graphisch ein T-O-Schema, das, umringt vom Weltozean und durchschnitten vom *mare mediterraneum*, eine »trikontinentale Ökumene in der Wahrnehmung der geographischen ›Realität‹«, formiert (vgl. Borgolte 2022, S. 17–31).

Borgolte nennt jenes vormoderne Modell globaler Weltbetrachtung entsprechend »Eufrasien« (S. 869–873). In Manuskripten und Drucken topographischen oder chronikalischen Inhalts existieren dessen Zonen und Schichten neben- und hintereinandergeschaltet. Sie schematisieren, bevorzugt in Kreisdiagrammen, sowohl den Blick von oben auf die Welt herab als auch den Blick aus der Welt heraus auf die Mondphasen, den Sonnenumlauf und die beweglichen oder fixen Konstellationen der Himmelskörper, um sich dann wieder der sublunaren Sphäre zuzuwenden. So konstituieren sie eine Raumwahrnehmung, die Erwin Panofsky in seinem kanonischen Aufsatz »Die Perspektive als »symbolische Form«« (1927) als »Aggregatraum« bezeichnet hat. Von ihm schreibt der Kunsthistoriker, dass die darin abgebildete, durch Figuren und Dinge, Interieurs und Landschaften »bereicherte und erweiterte Welt« sich keineswegs schon als »vollkommen vereinheitlichte« darstelle, weil ihr »die Differenzierungen oder Modifikationen eines Continuums höherer Ordnung« gegenüber jenem anderen Modell fehlten, das »die Moderne verlangt und verwirklicht: [dem] Systemraum.« (Panofsky 1980, S. 108f.)

Ähnliches ließe sich von der Zeit sagen, die sich in einem solchen Aggregatraum entfaltet. Sie findet in den Kaiser- und Weltchroniken, die auf Mittelhochdeutsch ab Mitte des 12. Jahrhunderts kompiliert werden, ihre elaborierteste literarische Form. Wie die monastischen Annalen vor ihnen beruhen sie auf einer festen chronologischen Struktur. Sie zählt die Jahre *a nativitate* oder *ab incarnatione Domini* (zur mittelalterlichen Annalistik und Chronistik vgl. White 1990, S. 11–39) oder summiert sie nach Herrschaftsperioden und schreibt sie größeren Rhythmen ein:

- der Schöpfungszeit *ab origine mundi* nach dem Sieben-Tage-Schema der Genesis,
- der imperialen Zeit *ab urbe condita* nach dem Muster der römischen Historiographie,
- der Abfolge der *aetates*, der sechs Weltzeitalter, in der Tradition des Augustinus oder

- der *translatio imperii*, in der sich vier Phasen der Weltherrschaft bis zum Jüngsten Gericht in heilsgeschichtlich-apokalyptischer Perspektive ablösen.

Im Zusammenspiel mit typologischen Denkmustern, die im Alten das Neue vor geprägt und umgekehrt im Neuen das Alte aus geprägt sehen, konstituieren sie – wie ich in Anlehnung an Panofsky sagen möchte – eine Aggregatzeit der innerweltlichen Existenz der Menschen. Mit ihrer Hilfe lässt sich die kreatürliche Lebenszeit mit der kosmischen Weltzeit korrelieren. Insgesamt bildet Zeit einen kryptenartig verborgenen Einschluss im zeit- und raumenthobenen Kontinuum der göttlichen Ewigkeit (vgl. Scheuer 2024a).³

Ebenso wenig wie die topographischen Karten einen Systemraum bilden die Chroniken eine Systemzeit aus. Deshalb können beide Dimensionen umstandslos miteinander kommunizieren. Dafür stehen schon im 12. Jahrhundert ikonographische Muster bereit, die Raum und Zeit ineinander spiegeln (vgl. Zahlten 1998).⁴ Und noch ein weiterer Umstand scheint mir bemerkenswert: Der Schreiber der um 1300 entstandenen Weltkarte von Hereford nennt sein Werk, dessen Erdkreisdiagramm rund 1100 Legenden verzeichnet, eine *estorie*, während die choro- und chronographischen Schriften des Mittelalters unter dem Titel *imago mundi* geführt werden können. Was aber hält *historia* und *imago*, Weltchronik und Weltbild, zusammen, wenn weder für Raum noch für Zeit ein kohärentes, methodisch Einheit stiftendes Darstellungskonzept vorhanden ist? Die Antwort der mittelalterlichen Kartographen und Chronisten fällt einhellig aus. In den großen wie in den kleinen epischen Formen, ihren exemplarischen oder diagrammatischen Strukturen begegnet die globale raumzeitliche Dimension in jenem Blick, den die Figur Alexanders des Großen auf die Welt wirft (vgl. Scheuer 2005). Nicht nur durchmisst er auf seinen Eroberungszügen Ökumene und Antökumene, dringt bis zu den Wundern des hinteren Indiens und darüber hinaus bis zu den Mauern des irdischen Paradieses vor. Durch technische Mittel – Luftschiff und Unterseeboot – erfährt er die Welt in ihrer ganzen Höhe und Tiefe per Autopsie: wie kein anderer Mensch vor

ihm. Sein Weg an die Grenzen der Welt hat zudem endzeitliche Züge: Die mittelalterliche Alexanderepik präsentiert den makedonischen Weltherrscher als Chimäre aus Tyrann und Trickster, aus Proto- und Antichrist an der Schwelle zur messianischen Offenbarung Gottes in der Geschichte.

Die Raumzeit und der Zeitraum, die Alexander wegbereitend erschließt, sind dabei gleichermaßen umfassend wie umfasst. Einerseits haben sie ihre Voraussetzungen und Limitationen in einem enzyklopädischen Weltwissen, dem die eigene Beschränktheit eingepägt ist: das Siegel des menschlichen Nicht-Wissens gegenüber dem Allwissen des Schöpfers und der Providenz des Erlösergottes. Denn mag Alexander auch alles sehen, das Wesentliche des Weltzusammenhanges begreift er nicht, weil sein Weltzugriff nur die Ökonomie der Unterwerfung und Inbesitznahme kennt (Bleumer 2016). Gelegentlich schwingt er sich zwar zur königlichen *milte* auf, doch nie agiert er *sub gratia*: Die göttliche Gnade, die der Heilige Geist in unerschöpflicher Fülle ausgießt, bleibt ihm fremd und versagt. Andererseits zeichnet sich nicht zuletzt in der Kartographie ab, dass Alexanders Begegnung mit der Welt als Selbstbegegnung angelegt ist. Wie nämlich der *orbis terrarum* der Hereford-Karte (Westrem 2001)⁵ von einem graphisch stilisierten eisernen Ring umschlossen wird, dessen vier Ösen nacheinander die Buchstaben M-O-R-S rahmen, so muss Alexander, indem er den Weltinnenraum durchquert, seine seelische Innenwelt erfahren und in seiner kurzen Lebensspanne die eigene Sterblichkeit akzeptieren lernen. Auch hier gilt für ihn kein transzendentes Erlösungsversprechen. Wenn der Pfaffe Lamprecht im ›Straßburger Alexander‹⁶ über das Lebensende seines Protagonisten schreibt: *Dô wart ime vergeben* (V. 6823/7271), meint er keine göttliche Vergebung, sondern den Tod des antiken Tyrannen durch Gift: Das *vergeben*, das Lamprecht hier anspricht, bedeutet das Verabreichen eines tödlichen Pharmakons. Alexanders Leben bleibt insofern bestenfalls der Ethik des Sokrates und des Diogenes verhaftet: dem Sterben-Lernen und der Reduktion auf das kreatürliche Minimum unter einem Himmel, der immer

sky, niemals *heaven* ist. Für die Betrachter der Karte dagegen wird außerhalb des Weltzirkels die *maiestas Domini* sichtbar: Der richtende Gott wartet dort, von den Engeln der Apokalypse umgeben, und kündigt die Herrschaft des Todes *über* die Welt – wie die Alexanders *in* der Welt – als endliche an. So scheitert der Makedone letztlich an den äußeren wie an den inneren Grenzen seiner Eigenmächtigkeit. Sein Scheitern aber ermöglicht dem Publikum des 12. bis 15. Jahrhunderts, an das sich die hier in Betracht zu ziehenden Dichtungen richten, die Beobachtung einer anderen Ökonomie. Sie ist als Gleichnis einer Ordnung zu verstehen, die sich den äußeren Sinnen nicht unmittelbar und quantitativ darbietet, sondern allein den *tiefen sinnen* virtuell und qualitativ evident erscheinen kann. Sie wird nur denjenigen, die sie im eschatologischen Rahmen erkennen, als Gnade zuteil.

3. Alexander der Große als *θεῖος ἀνὴρ* und *θεομάχος*

Formgeschichtlich setzt sich das mittelalterliche Erzählen von Alexander dem Großen aus zwei literarischen Genretraditionen zusammen:

- (1) aus dem Muster der Herrschervita in der Nachfolge des Kallisthenes von Olynth, seines ersten offiziellen Biographen und Verwandten des Philosophen und Alexander-Erziehers Aristoteles, sowie
- (2) aus der prophetischen Rede der Daniel-Apokalypse, deren christliche Deutungstradition Alexanders *imperium* zum Vorläufer des *imperium Romanum* und zum Typos dessen heilsgeschichtlicher Funktion erklärt.

Beide Denk- und Redestile geben der Alexanderfigur ihr zutiefst ambivalentes Gepräge. Die antike Vita stellt ihren Protagonisten genretypisch als *θεῖος ἀνὴρ* dar (vgl. Bieler 1935/36), dessen Porträt unentscheidbar zwischen göttlicher Erwähltheit und Scharlatanerie schwankt. Die Prophezie der Apokalypse siedelt ihn zwischen messianischer Präsenz und Parusieverzögerung an: als Präfiguration des ebenso heilsträchtigen wie heilshemmenden Katechôn (nach 2 Thess. 2,6f.), dessen Widersprüchlichkeit

das Feld der Machtpolitik in der Geschichte ausspannt. Das macht Alexander zum Geheimnisträger in doppelter Hinsicht: Einerseits verkörpert er die *arcana imperii* – das Geheimwissen, durch das die irdische Herrschaft mit der Weltordnung zusammenhängt. Andererseits lassen sich an ihm die *mysteria regni caelorum* ablesen – das insgeheime Nahen des Gottesreichs, das nicht von dieser Welt ist.⁷ Denn die chronologischen Abläufe der Heilsgeschichte und die topographischen Stationen der Herrschafts- und Wissensübertragung werden in seiner Person derart gebündelt, dass er dem universalgeschichtlichen Telos zugewandt erscheint, ohne dass er doch imstande wäre, das eschatologische Geschehen auszulösen, geschweige denn es zu lenken oder auch nur zu begreifen, dass und wie sein Agieren und Explorieren die messianische Gegenwart präfiguriert und präpariert. Wenn er daher etwa die Völker Gog und Magog hinter einer Mauer einsperrt, kapselt er, ohne es im Geringsten zu ahnen, die Endzeit vorläufig ein und zögert ihren Ausbruch im Gefolge des Antichristen auf unbestimmte Zeit hinaus. Das macht Alexander in der mittelalterlichen Epik zur Exempelfigur der Weltpolitik: zum Schattenwurf der Apokalypse, die kommen wird »wie ein Dieb in der Nacht« (1. Thes 5,2), doch vorerst noch auf sich warten lässt und so den Zeitraum politischen Handelns offenhält.

Schon die antike Biographik schreibt Alexander eine besondere politisch-theologische Signatur ein: Seit Kallisthenes zeichnet sie sich bei den griechischen und lateinischen Alexander-Biographen des 1. und 2. Jahrhunderts (Arrian, Plutarch; Curtius Rufus) in Form einer Krise ab, in der Loyalitätspflichten gegenüber der Gottheit und gegenüber dem Herrscher miteinander konfliktieren. Nach der Eroberung des Perserreiches und im Vorfeld des Indien-Feldzuges setzt im Lager des Eroberers eine propagandistische Kampagne ein, die in widersprüchlicher Weise mit dem Namen des Kallisthenes verbunden ist. Sie betreibt und verzögert die Verklärung Alexanders zu Lebzeiten: seine Apotheose zum Sohn des Zeus, zum Neuen – wieder in seine Heimat Indien zurückkehrenden – Dionysos. In der Überlieferung darüber, wieweit der entsprechende Herrscherkult sich nicht nur

unter den besiegten Persern, sondern auch unter den Griechen durchsetzen ließ, sticht ein Ereignis hervor: der Versuch, die Makedonen zur Proskynese vor Alexander zu bewegen. Weil der Kniefall bei den Griechen allein einem Götterbild oder dem Denkmal eines vergöttlichten Heroen gelten durfte, muss ihnen ein solches Ansinnen als Angriff auf die hergebrachten Formen ihrer Religiosität vorkommen: als frevelhafte Aufhebung der unüberschreitbaren Differenz zwischen Sterblichen und Unsterblichen von menschlicher Seite her. Indem Alexander jene Grenze missachtet, wird er zum *θεός* und zum *θεομάχος* in einer Person: zur Gottheit und zum Feind der Gottheit, mit der er in kultische Konkurrenz tritt. Zugleich versetzt er seine Anhänger in eine dilemmatische Lage: Verweigern sie die geforderte Geste der Verehrung, wie ihr religiöses Selbstverständnis es ihnen abverlangt, machen sie sich verdächtig. Sie erscheinen dann als Gegner eines Herrschers, dessen Machtansprüche sich in dem Maße steigern, in dem die Atmosphäre des Verdachts und der Paranoia das Vertrauen in die Wechselseitigkeit der Loyalität zersetzt. Zwar kann Alexander auf dem Weg zur Apotheose den Herrscherkult als Quelle einer nicht weiter zu befragenden göttlichen Legitimität politisch ausschöpfen. Doch regen sich im Gegenzug die Kräfte der Dissoziation und Delegitimation gerade im engsten Zirkel seiner Getreuen. Deshalb häufen sich in den Alexander-Viten von hier an Szenen der Insurrektion und des offenen Widerstands. Alexanders Jähzorn schlägt sie mit nackter Gewalt nieder: Eigenhändig ermordet er seinen Gefolgsmann Kleitos, die Aufdeckung der sogenannten Pagenverschwörung führt zur Hinrichtung des jungen Hermolaos und letztlich auch dazu, dass er seinen in Ungnade gefallenen Propagandisten Kallisthenes beseitigen lässt. Curtius Rufus stilisiert den Hofintellektuellen zum Beispiel griechischer Parrhesia: zum *vindex publicae libertatis*, wenn er die Proskynese vor Alexander mit der Sentenz zurückweist: *Hominem consequitur aliquando, numquam comitatur divinitas* – »Göttlichkeit folgt manchmal dem Menschsein, geht aber niemals mit ihm einher« (Curtius Rufus: Hist. Alex. 8, 5, 19). Damit

ist der Kontext beschrieben, in den die enzyklopädische Alexander-Epik eines Ulrich von Etzenbach (um 1270, nach Walther von Chatillon) und die auf seine ›Alexandreis‹ zurückgreifenden Weltchronik-Kompilationen des 13. Jahrhunderts die folgende, auch separat als kleine Form überlieferte Episode einordnet. Sie koppelt den großen Alexander mit dem Zwergenkönig Anteloie und bringt so eine zusätzliche Vielstimmigkeit in die Darstellung Alexanders ein, die Muster der Heldenepik und des Artusromans aktiviert.

4. Anteloie oder der politische Mehrwert des Zwerg-Seins und Zwerg-Habens

Der Erzählstoff von der Begegnung Alexanders mit dem Zwergenkönig Anteloie bildet einen seltsamen Seitentrieb der mittelalterlichen Alexanderepik.⁸ Er begegnet zuerst als vermutliche Interpolation in einer Oxforder Handschrift des 14. Jahrhunderts, die einen hebräischen Alexanderroman des 12. Jahrhunderts überliefert.⁹ Den anekdotischen Kern der Geschichte fasst ein Spruchdichter des 13. Jahrhunderts, der sich Der Unverzagte nennt, in folgende Verse (Abb. 1):

Myr grahent alle myne har. / Tzuo hobe wen ich den kerl an se, / Mit ammet daz er rvnet kann. / Tzuo hant wirt myn gemuote swar, / vil tougen ich sie wol ir spe: / Sie irrent manigen guoten man. / Müeste ich eyn anteloye wesen / der ne lieze ich eynen nicht genesen. / Ich welte sie plätzen mit der hant, / daz vch der kerl worde ir kant. / Sie haben vil herren hobe gescant. (*Jenaer Liederhandschrift*, p. 40^{va})¹⁰

Mir werden alle meine Haare grau! / Wenn ich am Hof den Kerl mir ansehen muss, / dass er in Amt und Würden intrigieren darf! / Sogleich legt sich's mir schwer auf mein Gemüt: / Aus dem Verborgenen erkenne ich sie sofort. / Sie führen manchen guten Mann in die Irre. / Wenn ich doch wie Anteloye wäre! / Dann ließe ich keinen davonkommen, / ich würde sie mit meiner Hand abwatschen, / damit ihr den treulosen Kerl erkennen könntet: / Sie haben die Höfe vieler edler Herren entehrt.



Abb. 1: Der Unverzagte: *Myr grahent alle myne har*; Jenaer Liederhandschrift; Jena, ThULB, Ms. El., f. 101, p. 40^{va}

Was genau es für den Unverzagten so wünschenswert erscheinen lässt, am Hof eines großen Herren ein Zwerg zu sein, zeigen ein Berliner Fragment, entstanden um 1350 (Hs. B: Ms. Germ. Qu. 663, fol. 1^{ra}–2^{vb}), und eine durch ihr Kolophon auf das Jahr 1433 datierbare Dresdner Handschrift (Hs. d⁵: Mscr. Dresd. M. 42, Nr. 2, f. 86^{va}–90^{va}) in Form eines Schwankexempels, das für die Ohren der *edelin, guten, werden* und *hochgemuten* (B/d⁵: V. 1f.) bestimmt ist, sich aber zugleich gegen jedweden Schalk richtet, dessen Adel

und legitime Herkunft durch sein Verhalten in Frage steht: König Alexander, ein *adelar des gutes* (d⁵: V. 30; B: V. 52), reitet eines schönen Maientags zur Jagd aus und begegnet einem Zwerg. Der trägt einen singenden *galander*, eine Haubenlerche, *uff der hant* (B: V. 80. 83; d⁵: V. 54. 56), als wäre sie ein königlicher Beizfalke, und reitet, mit Szepter und Krone ausgestattet, ein Pferdchen, das an Merkwürdigkeit dem Bukephalos in nichts nachsteht: weiß-rot-gescheckt und ungewöhnlich schnell hebt es seine Beine *zu sprunge* wie ein steigender *lebart* (B: V. 89; d⁵: V. 63). Die Begegnung von Adler und Leopard stilisiert die Bedeutung des Ereignisses heraldisch: Auch wenn Alexander und Anteloie, an ihrer Körpergröße gemessen, ein denkbar ungleiches Paar bilden, grüßen sie einander dennoch als ebenbürtige, gleichwertige Könige, wie der Zwerg anerkennend bemerkt:

koning here, / nu hastu große ere / begangen an mir cleinem wichte. / jo mochtestu wol gerichte / czu desin selbin stundin / min wol sechczig han gebundin. (d⁵: V. 75–80, B: V. 105–110)

Zudem macht er deutlich, dass der erste Augenschein trügt: Er ist gar nicht allein vor Ort, sondern gibt zusammen mit einem Gefolge von tausend anderen Zwergen einem Brautzug Geleit (Abb. 2). Als er seinen Begleitern befiehlt, sich durch Ablegen ihrer Tarnkleidung zu erkennen zu geben (*czihet abe balde uwir helin cleit*, d⁵: V. 125) und bei Todesstrafe jeden Übergriff auf den schutzlosen Alexander zu unterlassen, wird augenfällig, dass die sichtbare Asymmetrie sich von Anfang an umgekehrt verhielt, auch wenn die *sperelin* der *selczene[n] luethe* kaum mehr als *vinger groß mochten* [...] *gesin* (d⁵: V. 139f.; B: V. 142): Die Übermacht und der ehrerbietende Verzicht auf Gewalt gegen den Schwächeren lagen immer schon auf der Seite des Zwergenvolks.

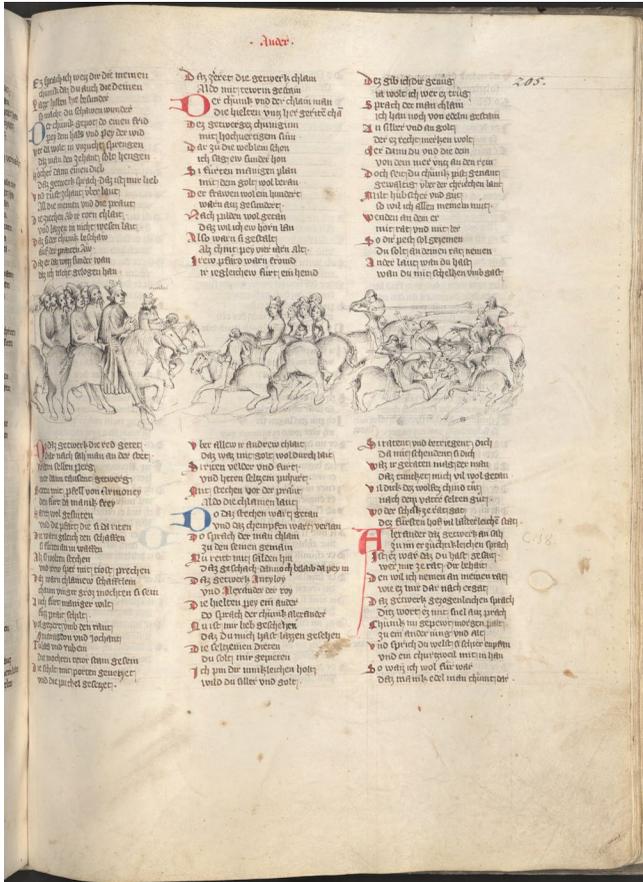


Abb. 2: Anteloie macht Alexander die Heeresmacht der Zwerge sichtbar; Heinrich von München, ›Weltchronik‹; München, BSB, Cgm 7377, p. 205r

Aus der so demonstrierten Position der Superiorität kommt Anteloie seinem Gegenüber noch weiter entgegen: Er schickt seine Ritter davon, um mit Alexander allein zu sein, lehnt dessen Angebot, eine reiche Gabe von *silber und golt*, dankend ab, weil er selbst mehr als genug davon besitze, und bietet eine ungleich bedeutendere, unbezahlbare Gegengabe an: *mit rate und mit lere* (d^s: V. 182) wolle er ihm zur Seite stehen, wenn Alexander erfahren wolle, wie es um die Loyalität seines Rates und der Gefolgsleute seines

engsten Umkreises bestellt sei. Der Makedone, der an dieser Stelle unvermittelt als *cris* bezeichnet wird, nimmt die Offerte des nun als *heide* (d⁵: V. 193) apostrophierten Zwergenkönigs gerne an, als der vorschlägt am kommenden *pfingsttag* eine *hochzeit* und *korczewile* zusammen mit allen *forsten* anzusetzen (vgl. d⁵: V. 200–202). Bei jenem Fest wolle er, Anteloie, für alle Gäste unsichtbar *vor dem thor* (d⁵: V. 207) auf einem Stein stehen, um all den Ankömmlingen einen Schlag zu versetzen, deren Untreue Alexander erkennen soll. Mit dessen Zustimmung wird das Pfingstfest zum Tag der Wahrheit für den Hof: *edel man* und *schalk* werden durch den drastischen Eingriff des Zwergs voneinander geschieden. Alexander allein versteht die Ursache und durchschaut die Bedeutung dessen, was sich nun vor aller Augen abspielt. Nachdem von nah und fern die geladenen Gäste, festlich in *phellel* und *baldekin* gekleidet und mit Geschmeide und Edelsteinen reich geschmückt, *zcu Macedonia in die stat* (d⁵: V. 261) gereist sind, müssen sie durch das Tor treten, um an Alexander vorbei zu defilieren und dem König ihre Reverenz zu erweisen. Dabei erhalten nacheinander *thorwertir*, *marshalk*, *trugseße*, *hoester ratgebe* und sämtliche anderen *schelke* wie aus dem Nichts heftigste Schläge, *orenwind* (d⁵: V. 333) und *kropstos* (d⁵: V. 341), die Alexander je mit Lachen oder Sarkasmus kommentiert, während die Opfer ins Leere nach Vergeltung rufen. Zuletzt versetzt der Zwerg dem intriganten *kemmerer* einen Tritt in die Seite, dem *kuchenmeister* einen Schlag *an das halsbein*, */das ez alzo lute irclang / wol einer mile lang* (d⁵: V. 408–410), sowie dem Aufwärter, *der die schusseln trug* (d⁵: V. 417), mit solcher Wucht ein *hantmal*, *das von Rome ein cardenal / des nicht vulschriben kunde* (d⁵: V. 421–423). Er enttarnt damit ausgerechnet diejenigen als Gefährder, die dank ihrer Ämter dem Körper des Königs am nächsten kommen. Dadurch wälzt Anteloie den gesamten makedonischen Hofstaat um. Am Ende sorgt er noch dafür, dass ein *sundirlicher gast* (d⁵: V. 439) zum neuen Ratgeber ernannt wird: *dar nach lies he den ediln man / sines rates waldin. / sint blebin vngespaldin / des koninges ore vnd sin* (d⁵: V. 448–451). Dann verlässt der kleine Wicht den großen Alexander: *czu*

dem cristen sprach der heiden: / »wir mußin vns nu vorware schedin.« (d⁵: V. 463f.) Im Epilog beklagt der Erzähler – wie im Spruchton der Unverzagte – das Fehlen eines neuen Anteloie, der die Loyalen und die Schälke mit einem Schlag voneinander zu scheiden vermöchte. Eine paradoxe Definition politischer Macht lässt sich so wie ein Kern aus dem Schwankexempel heraus Schälen. Ihr zufolge gehört zum *proprium* einer stabilen rechtmäßigen Herrschaft eine dem Herrscher zwar nicht generisch innewohnende, ihm jedoch spezifische, von außen unmerklich zustoßende Fähigkeit, sein politisches Umfeld richtig einschätzen und es entsprechend vorausschauend (um-)besetzen zu können. Jene Qualität – das macht das Exempel deutlich – schöpft freilich nicht direkt aus der Quelle göttlicher Providenz. Dazu ist Alexander in seiner heilsgeschichtlichen Position von der Offenbarung der messianischen Präsenz Gottes in der Welt zu weit entfernt. Die Herkunft seiner politischen Prognostik muss daher mysteriös bleiben. Sie beruht auf einem klandestinen Pakt, der sich in präventiven, punktuellen und situativ unmotivierten Gewaltausbrüchen äußert. In schwanktypischer Drastik serienweise arrangiert, decken die davon ausgehenden Irritationen auf, dass jeder große Machtzusammenhang, will er sich erhalten, von heimlichen Vorkehrungen im Kleinsten abhängt. Mit anderen Worten: Die Weltherrschaft ist weniger eine Frage des souveränen Machthabers als eine solche des rechtzeitigen, klug kalkulierten Formatwechsels: vom Großen ins Kleine und wieder zurück.

5. Literarische Agonalität: Heldenepische Kraft-, höfische Tugend-, chronikale Machtprobe

Wie aber kann der besagte Formatwechsel formal entfaltet werden? Lässt sich der beschriebene arkane Herrschaftskomplex literarisch noch genauer bestimmen oder erwägen? Das Auftreten Anteloies legt eine erste Spur zur Heldenepik, wo der Zwerg als Schatzhüter, Herr über die unterirdische

Welt der Edelmetalle und Träger der unsichtbar machenden *tarnhût* profiliert wird.¹¹ Prominent erscheint in jener Gruppe Alberich. Im ersten Teil des ›Nibelungenliedes‹¹² verwaltet er den unermesslichen Hort aus Gold und Edelsteinen, den die Brüder Schilbunch und Nibelung geerbt haben und untereinander aufteilen wollen. Sie bestellen den Heros Sivrit von Niderlant zum Schiedsrichter. Für seine Bereitschaft erhält er ein besonderes Element des Schatzkomplexes zum Lohn: das Schwert Balmunc. Der rechtliche Vorgang scheitert am Jähzorn der beiden Brüder und droht in einen Riesenkampf auszuarten. Sivrit jedoch schlägt den Konflikt nieder. Er tötet kurzerhand die Riesen und seine Auftraggeber gleich mit. Als Alberich seine ermordeten Herren rächen möchte, unterliegt auch er und bringt ein drittes Element ins Spiel: die *tarenkappe* (›NL‹, Str. 97, 3), die sich Sivrit ebenfalls aneignet, so dass er nun das gesamte Erbe der Nibelungen antreten und fortan als *des hordes herre* (›NL‹, Str. 97, 4) gelten kann. Erst sehr viel später erwähnt die Erzählung ein viertes Element, das den Hort komplettiert. Es findet sich in seiner tiefsten Schicht verborgen und wird, nachdem es einmal erwähnt worden ist, sogleich wieder der Vergessenheit überantwortet:

Der wunsch der lac dar under, von golde ein rüetelîn.
der daz hêt erkunnet, der möhte meister sîn
wol in aller werlde über einen ietslichen man.
(›NL‹, Str. 1124, 1–3)

Mit dem Besitz des Nibelungenhortes ist also der Anspruch auf Weltherrschaft verbunden – auf ein Weltkönigtum, das die Herrschertugenden *iustitia* (Schwert Balmunc), *prudentia* (Tarnkappenlist), *largitas* (Gold/Edelsteine) und *potestas* (goldene Rute) beisammenhält. Vor einem solchen Hintergrund wird klar, wie der Zwerg Anteloie konzipiert ist: Auch und gerade im Schwank intensiviert er Alexanders und unser Sensorium für die pragmatischen und diskursiven Bedingungen von Herrschaft.

Eine zweite Spur führt über den Namen des Zwergs. In der sogenannten Wiener Piaristenhandschrift (Abb. 3/4), dem Heldenbuch Lienhart Scheubels (um 1480–1490), erscheint als kurzer Einschub zwischen dem ›Virginal‹ und dem heldenepischen Kanon ›Ortnit‹ – ›Wolfdietrich‹ – ›Nibelungenlied‹ die strophische Dichtung von ›König Anteloy / Antelan‹, die sich durch das folgende Incipit ankündigt:

Das ist die ritterschafft kunig anteloy ausz schot/ten land und was ein tzwerck und rant mit her / parczefal und andern rittern an kunig artus hoff / und stach si all ab und behielt preis und er ob in allen. (›Antelan‹, S. 140)¹³

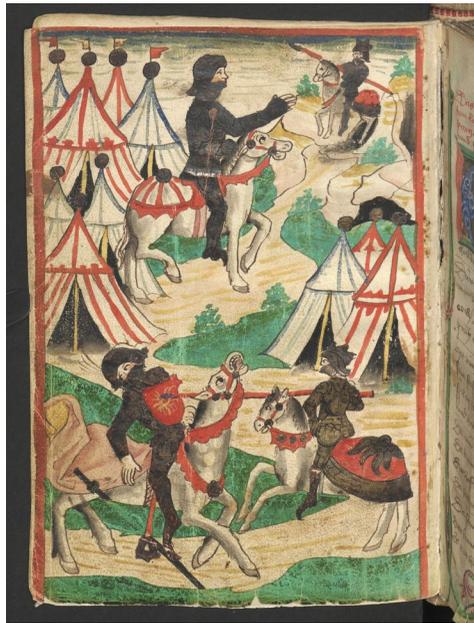


Abb. 3: Antelan provoziert Parzefal und sticht ihn vom Pferd; Lienhart Scheubel, ›Heldenbuch‹; Wien, ÖNB, Cod. 15478, f. 157^v (Bild-Nr.: 319)

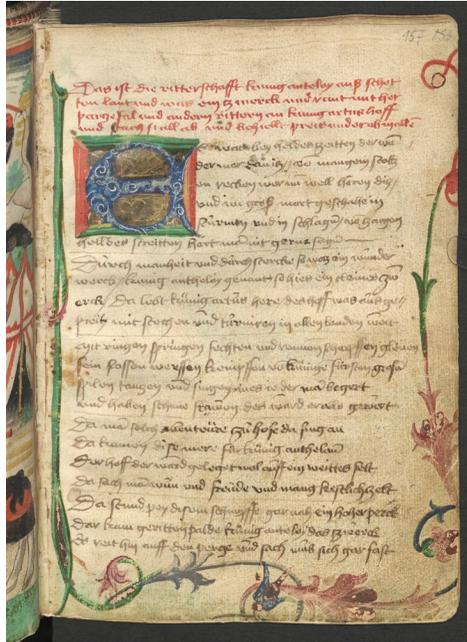


Abb. 4: Incipit ›Antelan / König Anteloy‹; Lienhart Scheubel, ›Heldenbuch‹; Wien, ÖNB, Cod. 15478, f. 158^r (Bild-Nr.: 320)

Anteloy tritt hier als Protagonist eines Miniaturepos auf, gedichtet im Hildebrandston, in dem Heldendichtung und Artusroman hybridisiert beziehungsweise gegeneinander abgewogen werden. *König Antelan von Schotten*, ein *wunderwerk* (›Antelan‹, Str. 2, 1) von einem Zwerg, begibt sich im Auftrag dreier Herzoginnen an den Ort, wo König Artus und seine Tafelrunde am Fuße eines Berges auf einem weiten Feld festlich Hof halten und turnieren. Dort will er *abenteuer* (›Antelan‹, Str. 4, 1. 11, 4) suchen. Als Parzefal ihn wie einen Eindringling gefangen nehmen möchte, macht Antelan von seiner Fähigkeit Gebrauch, sich unsichtbar zu machen, und entzieht sich dem Zugriff des Tafelrundenritters:

Der helt greif nach dem kleinen: wie bald er im enging!
 Er mocht in nit gesehen dar umb er in nit fing.
 (›Antelan‹, Str. 9, 3f.)

Darüber hinaus gibt er sich als ritterlicher Bote im Frauendienst zu erkennen. Er erhält daraufhin *sicherheit* und die Erlaubnis, den Hof aufzusuchen. Antelan fordert Parzefal jedoch an Ort und Stelle zum Kampf um den Preis seiner bezaubernden Rüstung heraus, deren Glanz ihn weithin in *künglich[er] majeste* (>Antelan<, Str. 10, 4) präsentiert: *Sein wapen lauchten tale pis an des turnirs schrank* (>Antelan<, Str. 8, 1). Seine Ausstattung besteht aus einer kostbaren goldenen *prünne*, einem unsichtbar machenden *edle[n] stein*, einem *gürtel kleine*, der seinem Träger die Stärke von zwölf Männern verleiht, sowie kristallinen Sporen, goldenen Beinschienen, einem diamantenen Schild und einem perlenbestickten *wapenrock*. Parzefal hält ihn deswegen gar für einen *engel [...]* *aus dem paradeise* (>Antelan<, Str. 20, 2 f.). Der Zwerg lässt keinen Zweifel daran, dass niemand ihn bestehen könne und dass er die Missachtung seiner Person keinesfalls dulde. Das provoziert Parzefal (Abb. 3), der zusätzlich die beiden Tafelrundenritter Gawan und Galleman aufbietet, um die Herausforderung anzunehmen, sobald Antelan sich nur wiedersehen ließe. Der sticht unverzüglich alle drei vom Pferd – gerade einmal zwei von insgesamt 132 Versen reichen zur Kampfbeschreibung aus –, so dass Parzefal ihm die Aufnahme in die Tafelrunde anbietet: *Du solt pei uns beleiben hie an des küniges hof, / da sol dir dinen gerne manch ritter unde grof* (>Antelan<, Str. 29, 1f.). Doch Antelan lehnt dankend und mit klaren Worten ab:

Es sprach »mich sant da here drei edel herzogein. / ich bring in newe mere, als ich in dort verjach; / ich sag in von euch dreien, wie ich euch nider stach. / Ich wais kein manheit teure die ich hie hab gesehn, / als mir in manchem streite und sturm vor ist geschehn. / es mus mich rewen sere das ich her kumen pin, / das ich nit abenture von euch sol sagen in, / Als si wol sein gewonet an mir zu aller zeit, / da ich in streit und stürmen schlug tiefe wunden weit.« (>Antelan<, Str. 30, 1–32, 2)

Die besten Artusritter sind für den Gast aus der Heldenepik keine adäquaten Gegner. Es ist, als liefe der temporäre Übertritt vom Heldenlied zum höfischen Roman in Sachen Aventure auf eine unerträgliche Werteinbuße

und auf ein implizites ästhetisches Urteil hinaus. Das höfische Format scheint dem streit- und sturmbewährten schottischen Nano-Heros um wenigstens drei Nummern zu klein! Seine Macht, über völlige Unsichtbarkeit und höchste Sichtbarkeit zu verfügen, erstreckt sich dabei nicht nur auf die eigene Gestalt. Sie vermag auch die strahlkräftigsten Vertreter der Artuswelt zu invisibilisieren, indem der Zwerg sie kurzerhand aus dem Abenteuer-Gedächtnis streicht und ihre Exzellenz unter dem Mantel des Schweigens verschwinden lässt.

Das lenkt die Aufmerksamkeit auf eine dritte Spur: Die Konfiguration des Boten oder der Botin, die von außen an den Hof herantreten und das Ziel verfolgen, die Qualität der Tafelrundenritter zu messen, nimmt offenbar das verbreitete Erzählmodul der arturischen Tugendprobe auf (vgl. Mohr 2021). Wenn es nicht dazu dient, auf diskrete Weise eine Auswahl unter den Besten zu treffen, um daran die Kette der Aventiuren und den Gegenbesuch in der Anderwelt anzuschließen (wie etwa im ›Wigalois‹ Wirnts von Grafenberg), dann geht es um die Affirmation des *common sense*, der die Tafelrunde als Gemeinschaft der Gleichen gerade durch die Negation absoluter Werte hindurch zusammenhält:

- Der Mantel, der nur der makellosen Dame wie angegossen passt, stülpt und bauscht sich bei allen Hofdamen auf und ist selbst und gerade der Königin Ginover zu kurz (›Fabliau du Mantel mautaillé‹, Ambraser Mantelfragment; Ulrich von Zatzikhoven, ›Lanzelet‹);
- der Kelch, aus dem keiner, der den Anspruch auf ein Leben ohne Fehl und Tadel erhebt, auch nur einen Tropfen verschütten darf, schwappt bei allen über, die aus ihm trinken (Heinrich von dem Türlin, ›Diu Crône‹);
- auf dem Schandkarren, den Lancelot besteigt, um einen angeklagten ritterlichen Ehebrecher zu ersetzen, finden sich, dem Beispiel Lancelots folgend, am Ende alle Artusritter wieder (Chretien de Troyes, ›Le Chevalier de la Charette‹);
- den grünen Gürtel, den Gawain als Zeichen der *confessio* seiner fleischlichen Schwachheit trägt, wählen nach seiner Rückkehr von der grünen

Kapelle lachend alle Ritter der Tafelrunde, um sich zu ihrer *brotherhede* als Gemeinschaft der Besten zu bekennen, deren Exzellenz zugleich im Bekenntnis ihrer Fehlbarkeit besteht (>Sir Gawain and the Green Knight<).¹⁴

Der stabilisierende Effekt jener (Selbst-)Entblößungen der Hofmitglieder liegt auf der Hand. Durch das öffentliche Ausstellen der eigenen Schande und Sündhaftigkeit (in Stellvertretung, aktualisierter Erinnerung oder Antizipation) wird letztlich auf dem Wege der Substitution jeder oder jedes einzelnen Schuldigen durch seinen Standesgenossen oder ihre Standesgenossin das Prinzip der Kollektivität aktiviert. Wenn nämlich reihum alle Mitglieder des Artushofes ihre Defizienz eingestehen, lässt sich zuletzt das Schande bringende Exklusionskriterium seinerseits exkludieren. So vermag sich der Hof um die Anerkennung der eigenen Verfehlungen herum von neuem zu konstituieren. Im Konsens über die eigene Mangelhaftigkeit wirkt er gefestigter denn je.

Als humoreske Einlagen können solche Tugendproben sich episch selbstständig. Sie bilden fazete Exempel, wie etwa der folgende berühmte Schwank aus Strickers ›Pfaffen Âmis‹ bzw. aus dem ›Ulenspiegel‹-Buch.¹⁵ Auch darin geht es um ein Mittel, das den König in die Lage versetzen soll, die Illegitimität seiner Hofleute zu erkennen. Statt des unsichtbaren Zwerges werden hier unsichtbare Bilder wirksam, die das Sehen der (un-)wahren Herkunft selbst zu einer Frage der Einbildungskraft werden lässt. Obwohl sie als *picturae* nicht existieren, verfügen sie als *imagines* über eine solche Magie, dass sie angeblich denjenigen, der sie sehen könnte, seiner eigenen Rechtsbürtigkeit versichern, und diejenigen, die sie partout nicht sehen, als Bastarde entlarven. Die nie gemalte Bildfolge, die Âmis dennoch wortreich seinem königlichen Auftraggeber anpreist und erläutert, spitzt das gesamte Bildprogramm auf die Person des Königs zu.¹⁶ Hier kommt wiederum Alexander ins Spiel. Den Dreh- und Angelpunkt der Darstellung bilden nämlich dessen Kampf mit dem Perserkönig Darius um die Weltherrschaft sowie die Taten der Römer (>Gesta Romanorum<) in der Absicht, die

entscheidenden heilsgeschichtlichen Phasen der *translatio imperii* aufzurufen. Gerahmt wird jene Szenerie der gottgewollten Machtübertragung allerdings von Bildern der Krise des Königtums, dessen Legitimität sie radikal in Zweifel ziehen: So wird Absalom auf Befehl seines eigenen Vaters, König Davids, als Rivale um dessen Macht ermordet, während das andere Sujet, Babylon, eine Sündenverfallenheit des Imperiums symbolisiert, die *gotes rache* auf sich lenkt. Von vornherein ist damit das Oxymoron jeder weltlichen Königsherrschaft markiert: Sie ist stets durch göttliche Providenz legitimiert, zugleich aber durch ihre Verstrickung in die Welt zutiefst illegitim. Weil das so ist, reizt den König die Aussicht, durch die Gemälde des Âmis ein Instrument an die Hand zu bekommen, das ihm die alleinige Kontrolle über das dilemmatische Legitimitätsproblem verschafft. Er maßt sich damit einen uneinholbaren Erkenntnisvorsprung gegenüber den Mitgliedern seines Hofes an und tritt so aus der ursprünglich konsensuellen Ordnung des Adels aus. Doch der Wunsch nach totaler Durchsichtigkeit der Legitimitätsverhältnisse macht ihn selbst blind und gefährdet sein Amt. Denn die *picturae*, deren Sichtbarkeit über die Zugehörigkeit zum Hof entscheiden sollen, kann er zu seinem großen Schrecken selbst nicht sehen, und die Erklärung der *imagines* durch Âmis bleibt ihm – wie Alexander die Welt – dunkel. So hängt seine Sonderstellung am seidenen Faden eines (Selbst-)Betrugs.

Freilich ist die Wirkung jener Probe nicht schiere Delegitimation. Im Gegenteil: Nachdem jedes einzelne Mitglied des Hofes schweren Mutes durch die Lüge hindurchgeschritten ist (aus Angst, er oder sie könne sich in den Augen der Standesgenossen bloßstellen und das Anrecht auf Zugehörigkeit verlieren), formiert und legitimiert sich der höfische Konsens aus eigener Kraft neu. Zwar spaltet sich zunächst der alte falsche Konsens nach der Intervention des Knappen, der als erster zugibt, keine Bilder an der Palastwand zu sehen; dann aber steigt der neue, korrigierte Konsens von unten her allmählich zur Ritterschaft auf. Zuletzt erfasst er den König, der mit einem Male – nach Überwindung seiner Absolutheitsphantasien – wieder

in die Adelsgemeinschaft der Gleichen integriert erscheint. Auch wenn er sich Hohn und Spott gefallen lassen muss, gefährdet das seine *dignitas* nicht, weil in letzter Instanz doch alle am gleichen Verblendungszusammenhang Anteil haben, der König als *primus inter pares* nur um ein Quäntchen mehr. Wichtiger als die Blamage ist der Umstand, dass der Hof wieder zur Einigkeit findet: nicht in Hass, Wut und Rachegeleüsten gegenüber dem betrügerischen Maler Âmis, sondern in der gemeinsamen Hochschätzung seiner *list*: der Kunstfertigkeit (*ars*) und politischen Klugheit (*prudencia*) des Trickster-Pfaffen (vgl. Scheuer 2024b).

Vielleicht war ja gerade jene Konsensorientierung dem SÄnger der heroischen ›Antelan‹-Strophen ein Dorn im Auge, so dass er seinen Zwerg ohne erzÄhlenswerte *aventure* aus der arturischen in die heroische Welt zurückerkehren ließ. In jedem Fall zeugt ein letzter Formatwechsel von einer Ähnlich forcierten Distanz zum höfischen Kompromiss: das Umschwenken von der Kleinepik zur global angelegten Chronik. Drei der vielfÄltigen Weltchronik-Kompilationen, die unter dem Namen Heinrichs von MÜNchen überliefert sind, fügen den ›Alexander und Anteloie‹-Stoff als Episode in ihre Darstellung Alexanders ein, indem sie auf das neunte Kapitel der Alexander-Summe Ulrichs von Etzenbach (um 1250 bis nach 1300) zurückergreifen und ihr Material mit Blick auf möglicherweise zuhandene Schwankfassungen amplifizieren. Wichtiger als die Schwankungen im Versbestand oder die Frage nach Eigenanteilen der Kompilatoren scheint mir die Situierung der Zwergenepisode, die sich an Ulrichs ›Alexander‹¹⁷ anlehnt. Hier läuft die erste Begegnung mit Anteloie konfliktuös ab. Denn als Alexander einem Hirsch nachjagt, sich verreitet und ihn (nur in Begleitung eines Hundes) erst stellt, dann fällt, gerät er unwissentlich in die Jagdgründe des Zwergenkönigs, der ihn sogleich anfÄhrt: »*iuwer hōchvart mich bevilt. / warumbe slaht ir mir mîn wilt? / dar zuo verterbt ir mīnen plân / und bluomen, die ich geheget hân.*« (U. v. E., ›Alexander‹, V. 18991–18993) Alexander reagiert darauf zwar *in schimphendem muote* (U. v. E., ›Alexander‹,

V. 19012), sprich: amüsiert über die Ansage des *cleinen*, ihn für seinen Fehler nicht zu bestrafen und am Leben zu lassen. Doch bleibt er besonnen und bittet Anteloie um Vergebung und um seine *huld*. Daraufhin wird ihm die unsichtbare Zwergengemeinschaft turnierend, mit Braut und hübschen Hofdamen vorgeführt. Unter stetig wachsender Hochachtung von Seiten Alexanders nimmt die Geschichte ihren bekannten Lauf – bei Ulrich von Etzenbach in stark geraffter Form. Dafür treten die Umstände umso deutlicher in den Vordergrund, unter denen die Episode ihre Brisanz gewinnt. Denn sie wird zwischen die beiden bedenklichsten Fälle von Hybris und Jähzorn eingefügt, die Alexander an seinen makedonischen Vertrauten ausagiert, bevor er seine Endlichkeit auf dem Weg durchs hintere Indien zum irdischen Paradies erfahren muss. Wie die Zwergenbegegnung steht auch die vorangehende Exekution des Pagen Ermolâus und seines Lehrers Calistenes im Zeichen eines vermeintlichen Jagdfrevels: Der junge Ermolâus kommt seinem Herrn bei der Eberjagd zuvor und tötet das *swîn*, bevor Alexander von seinem königlichen Vorrecht Gebrauch machen kann, als erster den Keiler zu erlegen. Anders als Anteloie hält er jedoch seinen *zorn* nicht zurück. Er schlägt den Jungen *über das houbt mit einem stabe* (U. v. E., ›Alexander‹, V. 18937), da der Edelknabe *unmazen* (U. v. E., ›Alexander‹, V. 18939) zu weinen beginnt; dann missdeutet er die beschwichtigende Intervention des Calistenes zugunsten seines Zöglings als Drohung und nimmt die Ereignisse in maßloser Eskalation zum Anlass, die beiden vermeintlichen Aufrührer totschiagen zu lassen.

Nicht weniger prekär nimmt sich die Episode aus, die sich anschließt, nachdem Anteloie den Hof verlassen hat: Noch am selben Abend tritt Alexander vor sein palastähnliches Zelt und gerät mit Clitus aneinander, weil der nicht widerspruchslos anerkennen möchte, *daz in der künic allen obe / an prîses gewinne laege*. (U. v. E., ›Alexander‹, V. 19228f.) Angesichts der Tatsache, wie oft er seinem König in der Schlacht zur Hilfe geeilt sei und ihm als Schutzschild gedient habe, könne Alexander nur die Hälfte

des Lobes beanspruchen. Als die beiden Rivalen dann zufällig in der Dunkelheit am Zelteingang zusammenstoßen, sich Clitus als der *edle höchgelobte* zu erkennen gibt und Alexander ihm unterstellt, er wolle sich damit dem König gleichstellen oder ihn gar übertreffen, ist Clitus' Leben verwirkt: »*nû solt ir vürbaz niht genesen, / sît ir weset sô ûz erkorn.*« / *aldâ wart Clitus verlor*n (U. v. E., ›Alexander‹, V. 19258–19260), heißt es lakonisch. Der Erzähler kann nur noch eine Klage darüber anschließen, wie *umb kleine schulde* (U. v. E., ›Alexander‹, V. 19265) die Huld des mutwilligen Herrschers verlorengehen kann. Mit anderen Worten: Was Alexander dem Großen an jenen beiden Wendepunkten seiner Vita abhandengekommen ist, supplementiert das inserierte Exempel: die kluge Voraussicht (*prudencia*), die den Zwerg Antiloie in märchenhaft bedingungsloser Selbstverständlichkeit auszeichnet. Darin liegt die spielernste Einsicht in den politischen Diskurs, den das kleine Exempel von ›Alexander und Anteloie‹ in weltgeschichtlicher Perspektive gewährt: Je größer der Anspruch auf Singularität, desto unverzichtbarer die Fähigkeit des Herrschers, sich die Größenverhältnisse als umkehrbar zu denken und keinesfalls die Nanotechnik der Herrschaft aus den Augen zu verlieren. Weh dem Regenten, der über keinen Anteloye verfügt! Denn ohne dessen unsichtbare (und somit höchst unwahrscheinliche, nur im Klatschen der Ohrfeige und im polternden Sturz vernehmbare oder schlimmstenfalls im traumatischen Kontakt am eigenen Leib spürbare) Präsenz ist das Schicksal Alexanders unaufhaltbar: die Selbstzersetzung jeder autokratischen Macht.

6. Arcana imperii: Formate der Weltherrschaft

Im Durchgang durch die Topik und Chronik mittelalterlicher Alexander-Vorstellungen von den großformatigen Weltkarten bis zu den äußerst komprimierten kleinepischen Formen um den Zwergenkönig Anteloie und wieder zurück zur Universalgeschichte der Weltchroniken (mit integriertem

Zwerg!) hat sich erweisen, dass der Komplex der Weltherrschaft keineswegs an die Unüberbietbarkeit einer substantiell gegebenen Größe gebunden ist. Die Einsicht in ihre Funktionsweise und in die räumliche und zeitliche Begrenztheit des *imperium Alexandri* ist vielmehr mit der Möglichkeit des Maßstabwechsels verknüpft.¹⁸ Das zeigt sich beispielhaft nicht nur am Gehalt des Exempels von ›Alexander und Anteloie‹, sondern auch an der zur Disposition stehenden literarischen Form und der damit zusammenhängenden Skalierbarkeit des Formats: sowohl was die Quantifizierbarkeit der Einzeldichtung betrifft (zwischen 250 Versen bei Ulrich von Etzenbach, 486 Versen in der Dresdner Märenfassung und 438 bzw. 504 Versen in den Kompilationen der Weltchronik Heinrichs von München) als auch mit Blick auf die Mitüberlieferung, die bis zur Adaptation der Figur des Zwergenkönigs an die ästhetischen Normen der Heldenepik reicht oder sich zum Topos spruchdichterlicher Hofkritik verdichten lässt.¹⁹ Im Vergleich jenes genreübergreifenden Wechsels der Form, des Formats und der Überlieferungsgemeinschaften, die der Erzählstoff temporär eingeht, verschieben sich mit den poetischen und ästhetischen auch die ethischen, ökonomischen und politischen Kriterien des Urteils und der Erkenntnis. Das *argumentum a quantitate* – Sigmund Freud würde sagen: »die Verschiebung auf ein ersetzendes Kleines« (Freud 1973, S. 20) – bekommt in seinen unterschiedlichen Gebrauchszusammenhängen einen von Fall zu Fall neu zu bewertenden, eigensinnigen Spin. So erscheinen Alexander und der Zwerg als die entgegengesetzten Pole einer Skala, die es erlaubt, die Intensität der Macht zwischen gelingender und entgleisender Herrschaft abzulesen. Den Maßstab bildet dabei nicht, wie gewohnt, die Größe des Königs, sondern im Gegenteil die Winzigkeit seines Helfers. Der Zwerg Anteloie ist insofern keine Gestalt aus Sage oder Märchen, sondern die Figur, die das Erzählen in ›temporal communities‹ entwickelt, um das Format wirksamer Herrschaftstechnik vorzuführen.²⁰

Anmerkungen

- 1 Wenn ich im Folgenden das Konzept der ›temporal communities‹ mit der Überlieferung vormoderner Kleinepik verknüpfe, geht es mir nicht primär darum, einen wiedererkennbaren Erzähltypus mit seinen Varianten in einer diachronen Reihe anzuordnen und seine Emergenzen zu kartographieren, um Vorlagenverhältnisse und Entwicklungstendenzen abzubilden. Weder Aitiologie noch Teleologie geben die Richtung meiner Sammlung und Lektüre vor, sondern die Frage, wie in wechselnden Gebrauchssituationen, Überlieferungsverbänden und medialen Transformationen eine bewegliche und bewegende Denkfigur daran arbeitet, sich gegen Vergessen, materielle Zerstörung oder konkurrierende Narrative durchzusetzen, um in wechselnden Kontexten ihren Wahrheitsanspruch aufrechtzuerhalten, zu entfalten und an neue Umgebungen anzupassen. Auf diesem Weg erlauben es die ›temporal communities‹ im Sinne Salman Rushdies, eine Imaginationsdynamik der erzählerischen und exemplarischen Formen und Formate in ihren konsensuellen Netzwerken zu erfassen: »most stories have some sort of roots in other stories, maybe, in many stories which combine, conjoin and change, and so become new stories. This is the process that we call imagination.« (Rushdie, wie Motto)
- 2 Entscheidend ist dabei das Vermögen des Exempels – wie Kant es mit Blick auf »die Modalität eines Geschmacksurteils« formulierte – »Beispiel einer allgemeinen Regel [zu sein], die man nicht angeben kann« (s. *Kritik der Urteilskraft*, § 18). Vgl. zur Denkfigur des Exempels Agamben 2009, S. 11–39 sowie Stefan Willer [u. a.] 2007, S. 7–59.
- 3 Den Überlegungen zur aggregativen Organisation der chronikalen Zeitdimension stehen andere Versuche gegenüber, (1) den kompulatorischen Charakter der Chronikform, (2) eine Archäologie ineinandergeschobener älterer und neuerer Geschichtsdeutungen oder (3) eine Atomisierung historischer Exempel im Episodengerüst anzunehmen; vgl. zu 1: Stock 2002, S. 34–72, zu 2: Müller 2020, S. 41–52, zu 3: Pretzer 2020 S. 53–65.
- 4 Besonders eindrücklich ist das Beispiel des Zwiefaltener Codex aus dem 12. Jahrhundert (Stuttgart, Württ. Landesbibliothek, Cod. Hist. 2° 415, p. 17^{r/v}). Die Vorderseite des Blattes stellt in Form eines Kreisdiagramms das Sechstagesewerk mit dem Schöpfer im Zentrum dar, während die Rückseite den Jahreskreis mit Saturn als Repräsentation des *annus* zeigt, so dass Raum und Zeit kongruent aufeinander abgebildet werden können. Ähnliche Zuordnungen von Raum- und Zeitverhältnissen leisten die Diagramme astrologischer Handschriften, wenn sie (wie in der kosmologischen Sammelhandschrift Oxford, Bodleian Library, Ms.

- Bodl. 614) das Bild der geschaffenen Welt schichtenweise vom Zodiak und den Sternbildern über die Planeten- und sublunare Himmelsphäre bis zu den *mirabilia mundi* herunterbrechen; vgl. Blume [u. a.] 2012, S. 128–132 (mit Tafeln 43–51, hier: Tafel 48) sowie das [digitale Faksimile](#).
- 5 Vgl. die [interaktive digitale Präsentation der Weltkarte](#).
- 6 Den ›Straßburger Alexander‹ zitiere ich nach der Ausgabe Pfaffe Lambrecht: Alexanderroman. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, hrsg., übers. u. komm. v. Elisabeth Lienert, Stuttgart 2007.
- 7 Der Knoten, der Geheimnis und Macht aneinanderbindet, wird in der antiken Sprachtheorie Varros geschürtzt (*De Lingua Latina* V, 8) und über dessen durch Augustinus exzerptweise überlieferte *theologia tripartita* weitergegeben. Zum System der Varronischen Topik vgl. Graevenitz 1987, S. 48–58, 89–96.
- 8 Die erste verlässliche Zusammenstellung der im Folgenden bearbeiteten Quellen findet sich bei Pfister 1976, S. 212–227. Synoptisch ediert, kommentiert und mit einer konzisen Darstellung der temporären Überlieferungsverbände versehen hat die Exempelfassungen des Stoffs Henrike Schwab; vgl. Schwab 2020, S. 196–236.
- 9 Bei der Oxforder Handschrift handelt sich um das Exemplar MS Oxford Heb. 11 (Neubauer 2797/1), p. 265a–277b. Es enthält die legendarische Alexander-Biographie als Teil einer Kompilation des 14. Jahrhunderts, die Eleazar ben Asher ha-Levi im Rheinland zusammengestellt hat und in die er die vermutlich weitaus ältere Episode um den Zwerg Antalonia eingebaut hat. Zwei englische Übersetzungen dieser Rezension liegen vor: Gaster 1971, S. 814–878 sowie Reich 1972, hier: S. 32–37. Zur jüdischen Alexander-Tradition im Überblick vgl. Dönitz 2011, S. 21–39, sowie Bekkum 1986, S. 218–226.
- 10 S. Collmann-Weiß 2005, S. 172; eigene Übersetzung, HJS. Vgl. das [digitale Faksimile der Strophe](#).
- 11 Vgl. Bulang 2010, Sp. 227–229; zum Zwerg in der Heldenepik vgl. Lütjens 1911 sowie – fiktionalitätstheoretisch ins »Metapoetische« gesteigert – Habicht 2010.
- 12 Im Folgenden zitiere ich nach der Ausgabe: Das Nibelungenlied und die Klage. Nach der Handschrift 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen. Mittelhochdeutscher Text, Übersetzung u. Kommentar, hrsg. v. Joachim Heinzle, Berlin 2015 (Bibliothek des Mittelalters 12).
- 13 Zitiert wird im Folgenden nach der Edition von Scherer 1872, S. 140–149, hier: S. 140 (Überschrift). Vgl. das [digitale Faksimile](#) der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien, Cod. 15478, p. 157^r–159^v. Eine Neuedition mit Übersetzung bietet Harms 2009, S. 75–97.

- 14 Eine Materialsammlung zum Erzählkalkül der Tugendprobe bietet Christine Kasper, vgl. Kasper 1995. Vgl. auch Linden 2012, S. 15–38.
- 15 Zum Schwank von den unsichtbaren Bildern vgl. Des Strickers ›Pfaffe Amis‹, hrsg. v. Kin’ichi Kamihara, Göppingen 1978 (GAG 233), V. 491–804, sowie Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel. Nach dem Druck von 1515 mit 87 Holzschnitten hrsg. v. Wolfgang Lindow, Stuttgart 1978, S. 77–81 (27. *Histori*).
- 16 Vgl. zur Struktur des imaginären Bildprogramms Klarer 2008, S. 80–106.
- 17 Die folgenden Zitate stammen aus der Ausgabe Ulrich von Eschenbach: Alexander, hrsg. v. Wendelin Toischer, Hildesheim/New York 1974 (ND der Ausg. Stuttgart/Tübingen 1888; Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 183).
- 18 Jenen Maßstabswechsel setzt der Pfaffe Lamprecht besonders spektakulär in Szene durch den doppelten Tod des großen Alexander: Einerseits wird er, wie oben erwähnt, nach Art eines antiken Tyrannen durch ein Gift ermordet, das so stark wirkt, dass es seinen Schädel spaltet. Andererseits antizipiert er den Tod des Christenmenschen, indem ihm wie jedem anderen menschlichen Geschöpf am Ende nur soviel Erde zugestanden wird, wie der Raum seines Grabes einnimmt.
- 19 In einer Titelliste der Lübecker Fastnachtspiele findet sich für das Jahr 1466 unter anderen Alexander-Sujets auch ein Spiel unter dem Titel ›Alexander und Anteleo‹ verzeichnet. Das Stück ist nicht überliefert. Vgl. Buschinger 2011, S. 291–314, hier: S. 309, sowie Buntz 1973, S. 37.
- 20 Über den Zwerg als Messgröße immanenter Poetik vgl. Störmer-Caysa 2000, S. 157–175; generell zur Frage der intensiven Größen und ihrer Messbarkeit im höfischen Erzählen vgl. Scheuer 2003, S. 123–138.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Collmann-Weiß, Esther (Hrsg.): Kleinere Spruchdichter des dreizehnten Jahrhunderts. Der Hardegger, Höllefeuer, Der Litschauer, Singauf, Der Unverzagte, Stuttgart 2005 (ZfdA Beiheft 5).
- Das Nibelungenlied und die Klage. Nach der Handschrift 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen. Mittelhochdeutscher Text, Übersetzung u. Kommentar, hrsg. v. Joachim Heinzle, Berlin 2015 (Bibliothek des Mittelalters 12).
- Des Strickers ›Pfaffe Amis‹, hrsg. v. Kin’ichi Kamihara, Göppingen 1978 (GAG 233).
- Freud, Sigmund: Zwangshandlungen und Religionsübungen (1907), in: ders., Zwang, Paranoia und Perversion. Studienausgabe, Bd. VII, hrsg. v. Alexander Mitscherlich [u. a.], Frankfurt a. M. 1973, S. 11–21.

- Gaster, Moses: An Old Hebrew Romance of Alexander, in: Studies and Texts in Folklore, Magic, Mediaeval Romance, Hebrew Apocrypha, and Samaritan Archaeology, collected and reprinted by Moses Gaster, Vol. 1, New York 1971, S. 814–878.
- Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel. Nach dem Druck von 1515 mit 87 Holzschnitten hrsg. v. Wolfgang Lindow, Stuttgart 1978.
- Harms, Björn-Michael: Der Artushof dankt ab. Heldenepisches Erzählen im ›Antelan‹. Mit einer Edition und einer Übersetzung, in: Freiburger Universitätsblätter 183 (2009), S. 75–97.
- Pfaffe Lambrecht: Alexanderroman. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, hrsg., übers. u. komm. v. Elisabeth Lienert, Stuttgart 2007.
- Quintus Curtius Rufus: Historiae Alexandri Magni. Geschichte Alexanders des Großen. Lateinisch/Deutsch, übers. v. Felicitas Olef-Krafft, hrsg., komm. u. mit einem Nachwort versehen v. ders. u. Peter Krafft, Stuttgart 2014.
- Reich, Rosalie: Tales of Alexander the Macedonian. A Medieval Hebrew Manuscript. Text and Translation with a Literary and Historical Commentary, New York 1972, S. 32–37.
- Ulrich von Eschenbach: Alexander, hrsg. v. Wendelin Toischer, Hildesheim/New York 1974 (ND der Ausg. Stuttgart/Tübingen 1888; Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 183).
- Scherer, Wilhelm: Antelan, in: ZfdA 15 (1872), S. 140–149.

Sekundärliteratur

- Agamben, Giorgio: Signatura rerum. Zur Methode, aus dem Italienischen v. Anton Schütz, Frankfurt a. M. 2009.
- Bekku, Wout Jacques van: Alexander the Great in Medieval Hebrew Literature, in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 49 (1986), S. 218–226.
- Bieler, Ludwig: *ΘΕΙΟΣ ΑΝΗΡ*. Das Bild des ›göttlichen Menschen‹ in Spätantike und Frühchristentum, Wien 1935/36 (ND Darmstadt 1967).
- Bleumer, Hartmut: Kartierte Immersion. Ein Versuch zum imaginären Raum der Ebtorfer Weltkarte, in: Koch, Elke/Schlie, Heile (Hrsg.): Orte der Imagination – Räume des Affekts. Die mediale Formierung des Sakralen, Paderborn 2016, S. 139–162.
- Blume, Dieter [u. a.]: Sternbilder des Mittelalters. Der gemalte Himmel zwischen Wissenschaft und Phantasie, Bd. I: 800–1200, Teilbd. I, 1: Text und Katalog der Handschriften, Berlin 2012.
- Borgolte, Michael: Die Welten des Mittelalters. Globalgeschichte eines Jahrtausends, München 2022.

- Bowden, Sarah [u. a.] (Hrsg.): Geschichte erzählen. Strategien der Narrativierung von Vergangenheit im Mittelalter. XXV. Anglo-German Colloquium, Manchester 2017, Tübingen 2020.
- Bulang, Tobias: Art. Tarnkappe, in: EM, Bd. 13 (2010), Sp. 227–229.
- Buntz, Herwig: Die deutsche Alexanderdichtung des Mittelalters, Stuttgart 1973.
- Buschinger, Daniëlle: German Alexander Romances, in: Zuwiyya 2011, S. 291–314.
- Dönitz, Saskia: Alexander the Great in Medieval Hebrew Traditions, in: Zuwiyya 2011, S. 21–39.
- Graevenitz, Gerhard von: Mythos. Zur Geschichte einer Denkgewohnheit, Stuttgart 1987.
- Habicht, Isabel: Der Zwerg als Träger metafiktionaler Diskurse in deutschen und französischen Texten des Mittelalters, Heidelberg 2010.
- Kasper, Christine: Von miesen Rittern und sündhaften Frauen und solchen, die besser waren. Tugend- und Keuschheitsproben in der mittelalterlichen Literatur vornehmlich des deutschen Sprachraums, Göppingen 1995 (GAG 547).
- Klarer, Mario: Spiegelbilder und Ekphrasen. Spekulative Fiktionspoetik im ›Pfaffen Amis‹ des Strickers, in: Das Mittelalter 13,1 (2008), S. 80–106.
- Linden, Sandra: Tugendproben im arthurischen Roman. Höfische Wertevermittlung mit mythischer Autorität, in: Schiewer, Hans-Jochen/Seeber, Stefan (Hrsg.): Höfische Wissensordnungen, Göttingen 2012 (Encomia Deutsch; 2), S. 15–38.
- Lütjens, August: Der Zwerg in der deutschen Heldendichtung des Mittelalters, Breslau 1911.
- Mohr, Jan: Zur sozialen Logik der Tugendprobe. Reziproke Beobachtung, Rangfragen und Zusammenhalt in der Artusgesellschaft, in: PBB 143 (2021), S. 563–595.
- Müller, Jan-Dirk: Die andere Kaiserchronik, in: Bowden [u. a.] 2020, S. 41–52.
- Panofsky, Erwin: Die Perspektive als ›symbolische Form‹, in: ders.: Aufsätze zur Grundfragen der Kunstwissenschaft, hrsg. v. Hariolf Oberer u. Egon Verheyen, Berlin 1980, S. 99–167.
- Pfister, Friedrich: Alexander und Anteloie, in: ders., Kleine Schriften zum Alexanderroman, Meisenheim am Glan 1976, S. 212–227 (zuerst in: GRM 29 [1941], S. 81–91).
- Pretzer, Christoph: Geschichtliche Distanz im Episodengerüst der ›Kaiserchronik‹, in: Bowden [u. a.] 2020, S. 53–65.
- Scheuer, Hans Jürgen (2024a): Chronomorphosen. Unhistorische Zeitverläufe in mittelalterlicher Historiographie (am Beispiel der ›Kaiserchronik‹), in: Seeberger, Julia [u. a.]: Beyond the Timeline. Resetting Historiography, München 2024 (SpatioTemporality/RaumZeitlichkeit 15), S. 97–122.
- Scheuer, Hans Jürgen (2024b): Der urbane Trickster. Eine vormoderne Figur zwischen elementarem Weltwissen und religiöser Intelligenz, Basel/Berlin 2024.

- Scheuer, Hans Jürgen: Cerebrale Räume. Internalisierte Topographie in Literatur und Kartographie des 12./13. Jahrhunderts. (Hereford-Karte, ›Straßburger Alexander‹), in: Böhme, Hartmut (Hrsg.): Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext, Stuttgart/Weimar 2005 (Germanistische Symposien. Berichtsbände 27), S. 12–36.
- Scheuer, Hans Jürgen: Gegenwart und Intensität. Narrative Zeitform und implizites Realitätskonzept im ›Wein‹ Hartmanns von Aue, in: Sorg, Reto [u. a.] (Hrsg.): Zukunft der Literatur – Literatur der Zukunft. Gegenwartsliteratur und Literaturwissenschaft, München 2003, S. 123–138.
- Schwab, Henrike: Alexander und Anteloie, in: Ridder, Klaus/Ziegeler, Hans-Joachim (Hrsg.): Deutsche Versnovellistik des 13. bis 15. Jahrhunderts (DVN), Bd. 2, Berlin 2020, S. 196–236.
- Spoerhase, Carlos/Wegmann, Nikolaus: Art. Skalieren, in: Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs, Bd. 2, hrsg. v. Heiko Christians [u. a.], Köln [u. a.] 2018, S. 412–424.
- Stock, Markus: Kombinationssinn. Narrative Strukturexperimente im ›Straßburger Alexander‹, im ›Herzog Ernst B‹ und im ›König Rother‹, Tübingen 2002 (MTU 123).
- Störmer-Caysa, Uta: Kleine Riesen und große Zwerge? Ecke, Laurin und der literarische Diskurs über kurz oder lang, in: Zatloukal, Klaus (Hrsg.): Aventure – märchenhafte Dietrichepik. 5. Pöchlerner Heldenliedgespräch, Wien 2000 (Philologica Germanica 22), S. 157–175.
- Westrem, Scott D.: The Hereford Map. A Transcription and Translation of the Legends with Commentary, Turnhout 2001 (Terrarum Orbis 1).
- White, Hayden: Die Bedeutung von Narrativität in der Darstellung der Wirklichkeit, in: ders.: Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung, aus dem Amerik. v. Margit Smuda, Frankfurt a. M. 1990, S. 11–39.
- Willer, Stefan [u. a.]: Zur Systematik des Beispiels, in: dies. (Hrsg.): Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen, Berlin 2007, S. 7–59.
- Zahlten, Johannes: Die Erschaffung von Raum und Zeit in Darstellungen zum Schöpfungsbericht von Genesis 1, in: Aertsen, Jan A./Speer, Andreas (Hrsg.): Raum und Raumvorstellungen im Mittelalter, Berlin/New York 1998 (Miscellanea Mediaevalia 25), S. 615–627.
- Zuwiyya, Z. David (Hrsg.): Companion to Alexander Literature in the Middle Ages, Leiden/Boston 2011.

Abbildungen

- Abb. 1: Der Unverzagte: *Myr grahent alle myne har*; Jenaer Liederhandschrift: Jena, ThULB, Ms. EL, f. 101, p. 40^{va} ([online](#))

- Abb. 2: Anteloie macht Alexander die Heeresmacht der Zwerge sichtbar; Heinrich von München, ›Weltchronik‹: München, BSB, Cgm 7377, p. 205^r ([online](#))
- Abb. 3: Antelan provoziert Parzefal und sticht ihn vom Pferd; Lienhart Scheubel, ›Heldenbuch‹: Wien, ÖNB, Cod. 15478, f. 157^v (Bild-Nr.: 319) ([online](#))
- Abb. 4: Incipit ›Antelan / König Anteloy‹; Lienhart Scheubel, ›Heldenbuch‹: Wien, ÖNB, Cod. 15478, f. 158^r (Bild-Nr.: 320) ([online](#))

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Hans Jürgen Scheuer
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für deutsche Literatur
Unter den Linden 6
10099 Berlin
E-Mail: scheuerh@hu-berlin.de